

# **Das Kaisertum der Deutschen im späten Mittelalter**

## **Imperium und Weltherrschaft zwischen Glanz und Gewöhnlichkeit**

Von Bernd Schneidmüller

[Vortrag am DHI Moskau, 19.02.2009]

### *1) Das vergessene Imperium*

[FOLIE: Reitende Kaiser: Marc Aurel und Bamberger Reiter]

Der Wandel in der Weltpolitik hat seit dem Zweiten Weltkrieg die Frage der Imperien neu gestellt. Heute diskutieren Politikwissenschaftler und Historiker, ob die Epoche der beiden großen Imperien zu Ende geht und was an die Stelle hegemonialer Systemen treten wird. Bei solch großen Themen ist der Blick in die Historie nützlich. Die Geschichtswissenschaft hat seit langem imperiale Zyklen untersucht, vor allem am klassischen Beispiel des römischen Weltreichs; Aufstieg, Größe, Zerfall. Vor allem die Bedingungen für Anfang und Ende fanden immer ein besonderes Interesse. Ebenso bedeutsam blieb das Spannungsverhältnis von Anspruch und Wirklichkeit. Das Imperium Romanum der Antike ging von der Idee aus, dass es die ganze Welt regiere, ohne die Eigenständigkeit seiner Nachbarn im Sinne von Einheit und Pluralismus wirklich ernsthaft zu diskutieren. Ähnliches lässt sich für das chinesische oder das mongolische Weltreich beobachten, nämlich die Diskrepanz zwischen dem Wissen von der Weite der Welt und dem faktischen Anspruch auf die ganze Welt. Vor kurzem hat Herfried Münkler, ein Politikwissenschaftler an der Humboldt-Universität Berlin, ein Buch vorgelegt mit dem Titel: „Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten“. Die Macht der USA vergleicht er mit Erscheinungsformen von Weltherrschaft in der Geschichte. Der Bogen reicht vom Imperium Romanum der Antike über die Weltreiche der Chinesen, Mongolen, Osmanen, Spanier bis zu den Kolonialreichen des 19. Jahrhunderts und zu den amerikanischen und sowjetischen Imperien des 20. Jahrhunderts.

Gleichzeitig schrieb ich damals ein eigenes kleines Büchlein mit dem Titel „Die Kaiser des Mittelalters“. Diese Kaiser kommen in den Modellen der Politikwissenschaft aber gar nicht vor. Der Unterschied zwischen dem imperialen Anspruch und den realen Grenzen der Macht erscheint allzu deutlich. Daraus entstand meine Neugierde, das Thema Kaisertum, Imperium und Weltherrschaft im Mittelalter genauer zu studieren. Ich berichte Ihnen heute aus diesem Forschungsprojekt. Es behandelt das lateinische

Kaisertum des Mittelalters als Form gesteigerter Herrschaft. Und es fragt, ob solche Beispiele für eine Typologie von Imperium und Weltherrschaft nützlich sein könnten.

Am Anfang steht ein Spannungsgefüge theoretischer Selbstübersteigerungen und realer Endlichkeiten. Daraus treten wichtige Grundmuster der europäischen Geschichte hervor. Der Anspruch auf die ganze Welt wurde im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen europäischen Kaisertum über 1000 Jahre lang zwar wiederholt formuliert. In der Wirklichkeit blieben die Kaiser aber in der Gemeinschaft gleichberechtigter Mitspieler auf der politischen Bühne gebunden. Imperiale Ordnungsvorstellungen und gelebte Pluralitäten der christlichen Reiche im Mittelalter vermischten sich. Eine solche Spannung lässt nach den Bedingungen imperialer, nationaler oder regionaler Herrschaft fragen.

[FOLIE: Kaiserbild aus dem Codex Manesse]

Die internationale Mediaevistik beschäftigte sich in den letzten Jahrzehnten zwar intensiv mit dem Heiligen Römischen Reich des Mittelalters, wenig aber mit seiner Weltherrschaftsidee. Zwei Dissertationen [von 1959 und 2008] helfen uns weiter. Woher kommt der Verzicht auf moderne Forschungen zur mittelalterlichen Weltherrschaft der Deutschen? Gründe könnten die furchtbaren Erfahrungen des deutschen Imperialismus und die nationalsozialistische Weltherrschaftspropaganda gewesen sein. Die deutschen Mediaevisten haben das mittelalterliche Imperium darum eher in der Idee des christlichen Abendlands als in der deutschen Geschichte verwurzelt.

[FOLIE: Vier Merkmale des Kaisertums]

Vier zentrale Merkmale des mittelalterlichen Kaisertums sind im Unterschied zu säkularen Modellen der Neuzeit herauszustellen:

- 1) die Idee des Vorrangs von Kaiser und Reich. Der Kaiser stand der Gemeinschaft christlicher Königreiche im Rang voran;
- 2) die Legitimation durch die Romidee. Rom galt als Zentrum der Welt, das römische Volk als Ursprung aller Herrschaft und jeder Gesetzgebung, das antike Kaisertum als Vormacht in der ganzen Welt. Die geistige Leitung ergab sich aus der Vorstellung von Rom als dem Ort der Apostelgräber des heiligen Petrus und des heiligen Paulus;
- 3) der heilsgeschichtliche Auftrag des Kaisertums in der Weltgeschichte. Das Mittelalter ordnete die Geschichte in der klaren Abfolge von vier Imperien, den Weltreichen der Babylonier, Perser, Griechen und Römer;

4) die weltliche Schirmherrschaft über die Christenheit und die Ausbreitung des Glaubens über die ganze Welt. Am Ende der Geschichte sollte ein christlicher Endkaiser stehen.

Der Ehrenvorrang des römischen Kaisers erhielt sich in Mittelalter und früher Neuzeit im Zeremoniell. Der Glaube an seine Weltherrschaft und universale Konzepte blieb dagegen auf kleine Kreise im Imperium selbst beschränkt. Nicht die imperiale Ordnung bestimmt die Geschichte des lateinischen Europa, sondern das fließende Neben-, Mit- und Gegeneinander von imperialem Anspruch und faktischer Selbständigkeit der Königreiche. Plurale Souveränität dieser Reiche und Nationen wurde vom 10. bis zum 18. Jahrhundert zunächst praktisch gelebt und später theoretisch formuliert. Zum mittelalterlichen Imperium gehörten große Denkfiguren ebenso hinzu wie ihre schlichte Negation. Kaiser sein im spätmittelalterlichen Europa – das wurde von jedem Herrschaftsträger auf der Basis überkommener Muster und Spielregeln neu ausgestaltet.

Eine konsistente Theorie von Imperium und Kaisertum entstand nicht, eher ein variables Set von Legitimationsstrategien und historischen Erfahrungen, das sich dynamisch verwenden ließ. Mittelalterliche Theorien verbanden sich mit Verhaltensregeln, die sich seit dem 9. Jahrhundert entwickelten.

## 2) Widersprüche

[FOLIE: Bulle Konrads II. mit Romdarstellung]

Zweimal wurde das römische Kaisertum im früheren Mittelalter wieder begründet, in der Kaiserkrönung Karls des Großen 800 und Ottos des Großen 962. Daraus entstanden im hohen Mittelalter neue Muster kaiserlichen Selbstverständnisses und kaiserlichen Handelns. Sie gründeten

- 1) auf dem Vorrang in der lateinischen Christenheit. Sie hielten
- 2) die Spannungen zum oströmischen Kaisertum wie zu den muslimischen Reichsbildungen aus und sie lebten
- 3) aus dem liturgischen wie politischen Bündnis von Papsttum und Kaisertum.

Alle ostfränkischen und deutschen Herrscher erlangten von 962 bis 1137 nach ihrer Königswahl im Reich nördlich der Alpen die zeremonielle Erhöhung zum Imperator in Rom. Am Anfang, bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts, nahmen die Päpste nur eine dienende Rolle ein. Nach seiner Kaiserkrönung von 1027 setzte Konrad II. den Bezug

von Rom und Welt programmatisch auf sein Metallsiegel: „Rom, das Haupt der Welt, regiert die Zügel des Erdkreises“ (*Roma caput mundi regit orbis frena rotundi*).

[FOLIE: Reichskreuz]

Das Ensemble der Reichsinsignien mit ihren kostbaren Reliquien symbolisierte das heilsgeschichtliche Fundament dieser Herrschaft. Das Reichskreuz mit der Heiligen Lanze wurde dem Kaiser vorangetragen. Dann sahen die Menschen die mit Edelsteinen besetzte Vorderseite; der Herrscher erblickte auf der Rückseite das Lamm Gottes mit den Aposteln und den Evangelistensymbolen.

Die Erschütterung dieses römischen Erdkreises erfolgte im Konflikt zwischen Reich und Kirche, zwischen *regnum* und *sacerdotium*. Dieser Kampf um den Vorrang des Kaisers oder des Papstes auf Erden verwandelte vom 11. bis zum 14. Jahrhundert das frühere Miteinander in einen systematischen Gegensatz.

[FOLIE: Zweischwerter und Stratordienst aus dem Sachsenspiegel]

Jetzt tritt man

- über die Herkunft von geistlicher wie weltlicher Gewalt,
- über ihre Abhängigkeiten und
- über die rituelle Ausgestaltung des Miteinanders.

In solchen Kämpfen wuchsen die eigenen Bedeutungszuschreibungen. Im 12. Jahrhundert entstanden interessante Konkurrenzen: Unter Friedrich I. wurde das Reich heilig, zum „Heiligen Römischen Reich“ (*sacrum Romanum imperium*). Gleichzeitig musste sich der Kaiser zeremoniell dem Papst unterwerfen und unterordnen. Mühsam wurden die Spielregeln für Begegnungen und Repräsentationsakte zwischen Papst und Kaiser seit der Kaiserkrönung Heinrichs V. von 1111 ausgehandelt. Als Zeichen ihres geistlichen Vorrangs setzten die Päpste im 12. Jahrhundert den Fußkuss durch, ebenso symbolische Ehrendienste der Kaiser. Bei ihrem Steigbügel- und Zügeldienst halfen sie wie ein Vasall dem Papst aufs Pferd oder führten zu Fuß den reitenden Papst umher.

Die Aushandlung des Stratordienstes zwischen Friedrich Barbarossa und Papst Hadrian IV. 1155 erwies das hochmittelalterliche Vertrauen in alte Spielregeln. Als der Papst vor der Kaiserkrönung die Ehrung verlangte, verweigerte sich der Staufer zunächst. Erst als man ältere Fürsten befragt, alte Dokumente konsultiert und dabei Vorbilder gefunden hatte, ließ sich der Staufer auf die Unterordnung ein. Trotzdem formulierte er sein kaiserliches Selbstverständnis als Schirmherr von Kirche und Christenheit im Heiligen Römischen Reich konsequent. Unsere Texte zeigen uns ganz deutlich die

Spannungen zwischen großem Selbstbewusstsein und heftigem Rangstreit.. Während der Archipoeta, ein anonymen Dichter, Barbarossa als „Herrn der Welt“ und als „Fürst der Fürsten auf Erden“ besang, setzten sich im europäischen Kampf um eine strittige Papstwahl 1159 erstmals die west- und südeuropäischen Königreiche gegen das Imperium durch. Für Johannes von Salisbury, Bischof von Chartres, war Barbarossa nur noch ein „deutscher Tyrann“. Provokant stellte er damals seine berühmten Fragen: „Wer hat die Deutschen zu Richtern über die Völker bestimmt? Wer gab diesen plumpen und ungestümen Menschen die Autorität, einen Fürsten als Schiedsrichter über die Häupter der Menschenkinder zu setzen?“ Die Widersprüche zwischen Weltkaisertum und Reduktion auf das eigene römisch-deutsche Reich erhielten sich im Spätmittelalter. Die Spannbreite von Innen- und Außensicht will ich durch einige wichtige Beispiele ausloten.

Heinrich von Segusio [seit 1262 Kardinalpriester von Ostia] griff im 13. Jahrhundert ein Gleichnis vom Papst als der Sonne und vom Kaiser als dem Mond auf. Der Kaiser gewann also sein Leuchten allein von der päpstlichen Sonne, eine Unterordnung der weltlichen Gewalt unter die geistliche, die in vergleichbaren Imperien wie etwa in Byzanz oder dem mongolischen Reich undenkbar gewesen wäre. Anders als wir glaubte das Mittelalter, dass die Sonne 6644-mal größer als Mond sei. Darum, so Heinrich von Segusio, sei der Papst 6644-mal bedeutender als der Kaiser. Andere Kirchenrechtler behaupteten, dass der Papst der wirkliche Kaiser ist.

Gegen die päpstliche Theoriebildung blieben die Lehren über Kaiser und Imperium eher disparat. Die Rezeption des spätantiken römischen Kaiserrechts seit dem 12. Jahrhundert hätte durchaus Möglichkeiten für die Begründung einer kaiserlichen Suprematie auf Erden geboten. Das wurde aber nur in Einzelfällen genutzt. Neben die umspannende Herrschaft des Kaisers setzten die europäischen Rechtsschulen bald die Vorstellung von der Unabhängigkeit der Könige in weltlichen Dingen. „Der König ist Kaiser in seinem Königreich“, so formulierten seit der Mitte des 13. Jahrhunderts Jean de Blanot und ihm folgend die Legisten der nationalen Königreiche.

Doch das Imperium vergaß seinen Vorrang nicht. Otto von Freising leitete im 12. Jahrhundert die Königswahl aus der Weltgeltung des römischen Reichs ab. Es erhielt seine Herrscher nicht durch dynastische Zufälle des Bluts, sondern aus fürstlicher Bestenauswahl. Die Unterschiede zwischen diesem hohen Anspruch und den tatsächlichen Grenzen der Macht wurden freilich immer größer. Kaum etwas zeigt das besser als die Episode vom erfolglosen Italienzug König Ruprechts zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Dem König standen jährliche Einkünfte von etwa 75.000 bis 85.000 Gulden zur Verfügung, seinem Mailänder Gegner Gian Galeazzo Visconti jährliche

Steuereinnahmen von 1,2 Millionen Gulden. Gegen eine solche Übermacht richtete das deutsche Heer in Italien nichts mehr aus. Politisch gescheitert, ganz ohne Geld und mit vielen Schulden kehrte Ruprecht nach Deutschland zurück. Auf den Straßen der süddeutschen Städte sang man damals ein Spottlied: „Oh, oh, der Possenreißer ist gekommen, hat eine leere Tasche gebracht, das haben wir wohl vernommen.“

[FOLIE: Der tote Sigmund bei Eberhard Windecke]

Doch in spätmittelalterlichen Rituale erhielten sich die Spiele mit der Weltherrschaft oder ihrer Verneinung. Eberhard Windecke erzählte vom Tod Kaiser Sigmunds 1437: „So saß er auf einem Stuhl und verschied. Ehe er verstarb, befahl er, dass man ihn zwei oder drei Tage stehen ließe, damit alle Leute sehen könnten, dass der Herr der Welt tot sei.“

[FOLIE: Fußkrönung Sigmunds bei Eberhard Windecke, irische Privaths.]

Der gleiche Autor erzählte zur Kaiserkrönung Sigmunds eine schreckliche Geschichte über die Anfechtungen des Kaisertums. Ein Kardinal hatte dem neuen Kaiser die Krone schief auf den Kopf gesetzt. „Darauf kniete der Kaiser vor dem Papst nieder, und dieser hob den rechten Fuß und rückte ihm die Krone gerade, wie es recht und herkömmlich ist.“ Michail Bojcov rückte diese erstaunliche Episode in längere Traditionslinien. Noch im 16. Jahrhundert bediente sich Ulrich von Hutten der angeblichen päpstlichen Fußkrönung als Beweis dafür, dass die Päpste die deutsche Nation verachteten. Eine wirkliche Geschichte war das aber gar nicht. Vielleicht haben deutsche Italienfahrer das Märchen verbreitet.

Ironische Darstellungen finden sich auch für Kaiserkrönung und Tod Friedrichs III. in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sie spiegeln den traditionellen zeremoniellen Ballast ebenso wie die anhaltende personale Einheit von Kaiser und Reich. Für 1493 notierte Joseph Grünpeck das schreckliche Ende des Habsburgers, dem kurz vor dem Tod ein Unterschenkel amputiert werden musste: „Schließlich als ihm das Bein abgeschnitten und er es in die Hand genommen hatte, bemerkte er: „Nun ist dem Kaiser und dem Reich zugleich ein Fuß abgesägt!“

[FOLIE: Reichsinsignien mit Text Aeneas Silvius I]

Bei seiner Kaiserkrönung, der letzten in Rom, setzte Friedrich III. 1452 auf die Macht der Tradition. Dabei fand er die lächelnde Verwunderung seines gelehrten Chronisten Aeneas Silvius Piccolomini. In seiner Österreichischen Chronik diskutierte dieser die altmodischen Reichsinsignien und schrieb: „Obwohl sich der Kaiser Ausstattung für einen unglaublichen Preis gekauft hatte, hatte er sich doch zu dieser Feier den Mantel,

das Schwert, das Zepter, den Reichsapfel und die Krone Karls des Großen, wie sie die Sage nannte, aus dem Archive zu Nürnberg kommen lassen und sich dieser Stücke bedient. Denn dem Alter gesteht man dies zu, dass die alten Gegenstände höhere Würde besitzen, während es den neuen an Bedeutung fehlt.

[FOLIE: Reichsinsignien mit Text Aeneas Silvius II]

Wenn aber die Prachtgewänder Karls des Großen wirklich so gewesen sind, dann haben zweifellos die früheren Fürsten und Könige nicht so sehr nach dem Schmuck der Kleidung, sondern vielmehr nach dem Ruhm ihres Namens gestrebt und lieber glänzende Taten verrichten als schimmernde Gewänder tragen wollen. Als ich die einzelnen Stücke betrachtete und das Schwert untersuchte, schien es mir, als wäre es nicht das des großen, ersten Karls, sondern das des Vierten, der der Vater Sigismunds war. Denn der böhmische Löwe war darauf eingraviert zu sehen, den jener als König von Böhmen führte. Im Volk erhielt sich jedoch das Gerede, es sei die Ausstattung Karls des Großen.“

Kaiserkrönungen zwischen imperialem Glanz und päpstlicher Demütigung, Herrschaftszeichen zwischen Ehrwürdigkeit und Plunder, kaiserliches Sterben zwischen Weltherrschaft und hinkendem Sarkasmus – solche Widersprüche begleiteten das spätmittelalterliche Kaisertum.

### *3) Europäische Ordnung zwischen Einheit und Pluralität*

Den widersprüchlichen Schlaglichtern sind zwei unterschiedliche Schlüsseltexte politischer Ordnung an die Seite zu rücken. Wir betrachten zunächst zwei Entwürfe der europäischen Reiche um 1300. Dann folgt die Analyse imperialer Selbstbehauptungen zweier spätmittelalterlicher Kaiser, nämlich Friedrich II. und Heinrich VII. Dem Wandel vom 13. zum 14. Jahrhundert schreiben wir eine Schlüsselrolle für das Wechselspiel von Imperium und Pluralität in der europäischen Geschichte zu.

[FOLIE: Statistik der Kaiserjahre]

Zunächst ein erster Blick auf nüchterne Zahlen! Zwischen der Kaiserkrönung Ottos des Großen 962 und dem Tod Friedrichs II. 1250 erlangten mit Ausnahme zweier Herrscher alle ostfränkisch-deutschen Könige die Kaiserkrone (nicht Konrad III. und Philipp von Schwaben). Erklärt man den Zug zur römischen Kaiserkrönung über fast drei Jahrhunderte zur politischen Regel, so wurde er dann zur Ausnahme. In den 250 Jahren zwischen 1250 und 1500 stehen sich 156 kaiserlose Jahre und 94 Kaiserjahre gegenüber. Zwischen den Kaiserkrönungen Friedrichs II. 1220 und Heinrichs VII. 1312

fand über 92 Jahre keine Kaiserkrönung statt. Sieben Könige regierten nach Friedrichs Tod ganz ohne Kaiserkrönung. Gleichzeitig vollzogen sich in diesen Jahrzehnten der politische Aufstieg Frankreichs zur europäischen Vormacht und die Ausgestaltung politisch unabhängiger Königreiche. Gerade die kaiserlose Zeit setzte innerhalb wie außerhalb des Imperiums beträchtliche Imaginationen über das Christentum mit oder ohne Kaiser frei.

[FOLIE: Alexander von Roes, Text I]

In den 1280er Jahren verteidigte der Kölner Kleriker Alexander von Roes am päpstlichen Hof den Anspruch der Deutschen auf das Kaisertum. In seinen Entwürfen nutzt er Zahlenmuster zur Ordnung von Welt und Geschichte. Vier Hauptreiche kennt er in Europa, „das Reich der Griechen im Osten und das Königreich der Spanier im Westen, das Römerreich im Süden und das Frankenreich (*regnum Francorum*) im Norden, während die anderen Reiche in ihrer Hoheit (*sublimitas*) verbleiben. Unter diesen vier Hauptreichen sind zwei besonders wichtig, nämlich das Römer- und das Frankenreich.“ Der Einheit des Christentums entspricht seine Verknüpfung: Das Papsttum gehöre den Italienern, das Kaisertum den Deutschen und die Wissenschaft den Franzosen:

[FOLIE: Alexander von Roes, Text II]

„Denn der dreieinige Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist, hat es so gewollt, dass das Papsttum, das Kaisertum und das Studium die eine Kirche bilden. Da also der Glaube Christi von diesen drei Gewalten verwaltet wird, dem Papsttum, dem Kaisertum und dem Studium, und da das Papsttum diesen Glauben in Italien erhält, das Kaisertum ihn in Deutschland zu erhalten gebietet und das Studium ihn in Frankreich zu erhalten lehrt, so ist es offenbar, dass auf diesen drei Hauptländern die christliche Glaubensgemeinschaft beruht.“

Diesen politischen Vorrang der Deutschen im Imperium lehnte der Pariser Dominikaner Johannes Quidort († 1306) entschieden ab. In einem Traktat über die königliche und die päpstliche Macht nannte er zwar eine einheitliche Kirche auf Erden, im politischen Bereich eine Vielfalt gleichberechtigter Königreiche.

[FOLIE: Text Johannes Quidort I]

„Keineswegs aber ergibt sich so auch aus dem göttlichen Recht für die gläubigen Laien eine Unterordnung unter einen höchsten Monarchen im Zeitlichen. Es beruht hingegen auf einem von Gott gegebenen Naturtrieb, dass man in staatlicher Gemeinschaft lebt und sich folglich für ein gutes Gemeinleben Führer wählt, freilich verschiedene, der

Verschiedenheit der Gemeinschaften entsprechend (*diversos quidem secundum diversitatem communitatum*).“

[FOLIE: Text Johannes Quidort II]

Die Gläubigen müssen nicht in einer einzigen politischen Gemeinschaft vereint sein, „sondern es kann aus der Verschiedenheit der geographischen Lage (*climata*), der Sprachen (*linguae*) und der sonstigen Lebensbedingungen der Menschen (*condiciones hominum*) heraus verschiedene Lebensformen und politische Gebilde (*politiae*) geben; und was bei einem Volke gut ist, ist es nicht bei einem anderen.“

Die Franzosen benötigten für ihre Welt das Imperium nicht mehr. Dagegen formulierte in Italien Dante Alighieri zur gleichen Zeit die Idee einer Weltmonarchie. Alle Könige und Fürsten sollten einem einzigen Kaiser untertan sein, dann würde endlich der Frieden auf Erden einkehren.

[FOLIE: Text Dante]

In Erwartung des neuen Kaisers Heinrichs VII. formulierte Dante: „Sollen aber diese Kriege und alles, was sie herbeiführt, verschwinden, muss notwendig die ganze Erde und aller menschlicher Besitz zu einer Monarchie, d. h. zu einer einzigen Herrschaft zusammengeschlossen werden und einen Herrscher haben.“

[FOLIE: Hierarchie der Menschen in der Hs. aus Cambridge]

Sie sehen, wie vielfältig sich die politischen Modelle des späteren Mittelalters gestalteten. Die hier gezeigte Handschrift aus Cambridge ordnete die ganze Hierarchie der Menschen auf den einen Papst und den einen Kaiser. Doch die Zukunft gehörte nicht dem universalen Kaisertum, sondern der Pluralität der Königreiche und Nationen in Europa. Hier besaß der Kaiser nur noch einen bloßen Ehrevorrang. In breiten Diskursen der Theologen, Philosophen und Juristen brachen sich neue Lehren über Konsens und Repräsentation, über Freiheit und Korporation Bahn. Das Kaisertum als Denkfigur und Realität ging nicht vollständig unter, verlor aber in weiten Teilen Europas jeglichen integrierenden Zauber.

[FOLIE: Mongolische Reichsversammlung und Karte]

Bei ihren Grenzüberschreitungen erlebten die Europäer auch alternative Ordnungen. Johannes de Plano Carpini berichtete in den 1240er Jahren von seiner Asienreise, dass der gewählte Herrscher der Mongolen unumschränkte Macht besaß und keine Aufstände seiner Untertanen fürchtete: „Man muss wissen, dass der Kaiser alles so sehr in seiner Macht hat, dass niemand wagt zu sagen: ‚Dies ist mein oder sein‘, sondern alles gehört dem Kaiser, tote Dinge ebenso wie Menschen und Vieh, und darüber wurde gerade erst

eine Verordnung des Kaisers erlassen.“ Die nicht beschränkte Macht des mongolischen Kaisers wie seines Griffs nach der Weltmacht brachte andere Völker in große Gefahr: „Ein anderes Gesetz besagt, dass sie sich alle Welt untertan machen sollen und mit keinem Volk Frieden schließen dürfen, außer wenn es ihnen unterworfen ist, bis die Zeit ihres Unterganges gekommen sein wird.“ Doch für die Europäer war ein solches Imperium nicht erstrebenswert. Schon im Spätmittelalter stellten sie die asiatische Knechtschaft wider die Natur. Die Asiaten, so schrieb Francesco da Barberino um 1300, hätten ihre Freiheit verloren, weil sich Cham, der Sohn Noahs und Stammvater aller Asiaten, an seinem betrunkenen Vater Noah versündigt habe.

Ordnungstiftung mit oder ohne Kaiser, Kontraste zwischen eigener Vielfalt und mongolischer Autokratie – in solchen Spannungen entwickelte sich das Verhältnis von Imperium und Königreichen beim Übergang ins Spätmittelalter. Der Verlust der Mitte prägte den Kontinent und wuch erst in der Neuzeit aggressiven Imperialismen europäischer Mächte nach innen wie nach außen.

#### 4) *Imperiale Figuren: Friedrich II. und Heinrich VII.*

[FOLIE: Kamee mit thronendem Herrscher]

Solche Beispiele lassen unterschiedliche politische Modelle und Sichtweisen hervortreten. Gibt es tatsächlich einheitliche Ansprüche des Kaisertums, die wir hinter Lob oder Negation, hinter Glanz oder Spott, hinter Weltherrschaft oder Gewöhnlichkeit ermitteln könnten?

Dafür betrachten wir einen vermeintlich großen und einen vermeintlich kleinen Kaiser: Kaiser Friedrich II. und Kaiser Heinrich VII. Friedrich II. nutzte im 13. Jahrhundert die Möglichkeiten des kaiserlichen Amtes wie seiner Herkunft von staufischen Kaisern und normannischen Königen für eine strahlende Herrschaftsrepräsentation. Sie verband staufische und normannische, deutsche und mediterrane, antike und mittelalterliche Elemente. Bezüge auf antike Imperatoren und ihr Kaiserrecht formten ein Selbstbewusstsein, das sich im erbitterten Kampf gegen die Päpste schärfte. Noch war der staufische Hof weit entfernt einer wirklichen imperialen Theorie. Aber er nutzte imperiale Denkfiguren in unterschiedlichen Situationen immer wieder aus. Vor einem halben Jahrhundert schrieb Hans Joachim Kirfel, dass „Weltherrschaftsgedanke, kaiserliche Vorrangstellung und die Souveränität der Könige vor allem des Westens ... in staufischer Zeit unvermittelt nebeneinander“ stehen. Friedrich II. knüpfte an Experimenten seines Großvaters mit dem *dominium mundi* an, ohne dass dieses zum

Programm geworden wäre. Die erneute Lektüre der Quellen macht noch vorsichtiger, als Kirfel es ohnehin schon war.

Friedrich II. bezog sich zwar immer wieder auf die kaiserlichen Vorrechte, die römische Kirche oder die Christenheit beschützen zu dürfen. Doch mehr als ein ehrenhafter Vorrang vor anderen christlichen Herrschern oder besondere Fürsorgepflichten lassen sich daraus eigentlich nicht ableiten. Eine Einladung zum Hoftag in Piacenza 1236 soll als Beispiel dienen:

[FOLIE: Friedrich II. – Text I]

„Obgleich die Sorge für diese Aufgabe allen Fürsten der Erde zukommt, steht doch die erhabene Majestät des römischen Reiches gleichsam wie in einem Spiegel vor den Augen aller Zeitgenossen; sie muss sich umso eifriger für den Frieden einsetzen und umso besser das Recht der Untertanen wahren, als der Umfang der ganzen Erde auf gewisse Weise durch den Geist des Imperiums belebt wird, so dass sie dahinsiecht, wenn es entkräftet ist, und auflebt, wenn es in Kraft dasteht.“

[FOLIE: Friedrich II. – Text II]

Aber nicht nur im Bereich des Weltlichen erhellt das strahlende römische Szepter die Dunkelheit des christlichen Volkes, sondern es bietet auch dem christlichem Glauben selbst nicht geringe Unterstützung, indem es das Haupt und die Mutter aller Kirchen ... vor der Treulosigkeit der Haeretiker und anderen Gefahren beschützt.“

Seine Konflikte mit den Päpsten führte der Kaiser nicht als Herr der Welt, sondern als Schützer des Glaubens und als vornehmster Fürst der Christenheit. Erst im zunehmenden Kampf zwischen Papst und Kaiser seit 1239 formulierten Friedrichs Ratgeber immer aggressiver. Jetzt appellierte der Kaiser an die Solidarität der anderen christlichen Könige, nicht als deren Herr, sondern als Erster unter gleichen. Das Imperium, so schrieb er, fing mit seinem Schild die ersten päpstlichen Angriffe auf die weltliche Gewalt auf. Wenn erst der Kaiser vernichtet sei, dann würden auch die anderen Könige ihre Freiheiten verlieren.

Nur für seine eigenen Untertanen entwarf der Kaiser das Bild einer universalen Monarchie auf Erden, nicht für die Menschen jenseits der eigenen Reichsgrenzen. Eine Bannsentenz gegen feindliche Vasallen beschwor einmal das weltliche Schwert, mit dem der Kaiser über den ganzen Erdkreis herrschte. Wie differenziert Friedrich II. seine Worte wählte, zeigt ein kaiserliches Rundschreiben von 1240. Es fasst die langen Kriege zwischen Friedrich II. und dem Papst zusammen. Die erhaltenen Fassungen sind fast textidentisch. Doch am Ende unterscheiden sie sich vollkommen. Der Erzbischof von

Trier im eigenen Reich erhielt einen ganz anderen Befehl als der König von England. Seinem eigenen Erzbischof rief der Kaiser zu:

[FOLIE: Friedrich II. – Text III]

„Es erhebe sich also das unbesiegte Germanien; stehet auf ihr germanischen Völker. Verteidigt für uns unser Imperium, um das Euch alle Nationen beneiden, durch das Ihr die höchste aller Würden und die Weltherrschaft (*mundi monarchia*) in Besitz habt und das der jetzige Papst der Kirche den einzelnen Königen angeboten hat, um Euch diese erhabene Herrschaft für immer zu entreißen ....“

Den englischen König verschonte Friedrich völlig mit der germanischen Weltherrschaft. Von ihm erbat er nur monarchische Solidarität und Unterstützung gegen die Päpste. Die Menschen konnten damals den Schluss der ausführlichen Rundschreiben nicht vergleichen. Erst wir Historiker betrachten heute die ganz unterschiedlichen propagandistischen Aufrufe in unserer Quellenedition, die das Ende an zwei grundverschiedene Empfänger einfach nebeneinander abdruckt. Die staufische Weltherrschaft, so lernen wir, endete an der eigenen Reichsgrenze. Die Welt außerhalb des Reichs wurde davon ganz offensichtlich nicht berührt.

[FOLIE: Königswahl Heinrichs VII. im Codex Balduineus]

Ganz anders verhielt sich Friedrichs erster Nachfolger im römischen Kaisertum 1312. Gleich nach seiner Kaiserkrönung verschickte Heinrich VII. ein Rundschreiben an Empfänger in ganz Europa, das ein geradezu verblüffendes Selbstbewusstsein offenbart. Der frühere Frag von Luxemburg, vor seiner Königswahl 1308 noch Lehnsman des französischen König, war die imperiale Herausforderung ziemlich groß. Umso mutiger verkündete er sein neues Selbstbewusstsein. Dabei konnte sich 1312 kein Beteiligter mehr an lebendige Kaiser erinnern. Alle Theorien und alle Handlungen speisten sich aus alten Texten und Erzählungen. Aus ihnen ließ Heinrich VII. sein neues Kaisertum des 14. Jahrhunderts erstehen.

Ursprünglich hatte seine Unterhändler sorgfältig und demütig mit dem päpstlichen Hof in Avignon den Romzug und die Kaiserkrönung ausgehandelt. Das war wichtig, denn kurz zuvor hatte Papst Bonifaz VIII. in seiner Bulle „Unam sanctam“ das päpstliche Selbstbewusstsein auf den Höhepunkt geführt. So wie Gott, so formulierte es der Papst, so wie Gott das Universum regiere, so müsse sich jede weltliche Macht ausschließlich dem Papst unterwerfen: „Daher aber erklären wir, bestimmen und verkünden wir, dass es für alle menschliche Kreatur überhaupt heilsnotwendig ist, dem römischen Papst untertan zu sein.“

Der Nachfolger Clemens V. (1305-1314) residierte seit 1309 in Avignon. Weil man aber an Rom als dem kaiserlichen Krönungsort festhielt, stand der Papst als Coronator nicht zur Verfügung. Clemens genehmigte die Kaiserkrönung durch drei bevollmächtigte Kardinäle. Die Krönungsordnung hatte er vorher in einer Urkunde auf der Grundlage stauferzeitlicher Texte festgelegt. Doch die guten Vorbereitungen nützten wenig. Beim Romzug geriet das deutsche Heer in Italien an unzählige Gegner.

[FOLIE: Balduin von Trier erschlägt einen Orsini, aus dem Codex Balduineus]

Seinen Anspruch, Garant des Friedens zu sein, setzte Heinrich VII. in den italienischen Städten nicht mehr durch. Die vielen blutigen Auseinandersetzungen zwischen Deutschen und Italienern zeigt ein bebildertes Erinnerungsbuch. Heinrichs Bruder Erzbischof Balduin von Trier ließ es zwei Jahrzehnte später anfertigen. Bis in die Einzelheiten hielten die Begleiter des Herrscher ihre eigene Heldenhaftigkeit im Bild fest. Auf dieser Miniatur spaltete der Erzbischof von Trier mit seiner eigener Hand einem römischen Orsini den Schädel. Mit ihren vielen Miniaturen von Belagerungen und Strafgerichten täuschte die Handschrift aber darüber hinweg, dass sich der neue Kaiser im Land südlich der Alpen nicht durchsetzte. Seine Gegner behielten – wie in den Jahrhunderten zuvor – die deutsche Barbarei in Erinnerung und scharten sich um König Robert von Neapel.

Traditionsbewusst plante man die römische Kaiserkrönung für den Festtag Mariae Lichtmess 1312. Das war exakt der 350. Jahrestag der Kaiserkrönung Ottos des Großen. An sie wollte der Luxemburger so gerne anknüpfen. Doch bis zum 2. Februar schaffte es das Heer nicht bis Rom. Als es im Sommer endlich ankam, versperrten römische Gegner den Zugang zum Petersdom. Inmitten blutiger Straßenschlachten spendeten die drei Kardinäle (Arnald von Santa Sabina, Nikolaus von Ostia und Lukas Fieschi) am Festtag Peter und Paul die Kaiserkrönung in der Lateranbasilika.

[FOLIE: Darstellung der Kaiserkrönung Heinrichs VII. im Codex Balduineus]

Auf diesen Tag datierte die Kanzlei das Rundschreiben des neuen Kaisers. Versionen an die Könige von Zypern und England sowie an den Bischof von Straßburg sind erhalten. Die Enzyklika erreichte freilich auch andere, darunter französische Empfänger. Der Text beschwört zuerst den Kosmos, die Würde der Menschen und die Wesensähnlichkeit von irdischer und himmlischer Ordnung. Im Himmel kämpften alle Heere unter einem Gott. Genauso sollten alle Menschen auf Erden einem allgewaltigen Universalherrscher unterstehen. Jede Aufsplitterung in Nationen bedeutete dagegen eine sündhafte Abirring. Gott wolle die Einheit und nicht den Pluralismus.

In seinem Rundschreiben behauptete der neue Kaiser nicht nur seinen Vorrang vor dem Papst. Er zeigte sich auch als die wahre Stellvertretung Christi auf Erden. Einzelstaaten sind für ihn das „Ergebnis gottferner Zersplitterungstendenzen“. Konkret forderte Kaiser Heinrichs von den christlichen Könige aber nichts. Da er kaum ein Jahr regierte, wirkte die ganze Proklamation später wie ein unwirklicher Traum.

Bei den Zeitgenossen löste sie dagegen eine Welle der Selbstvergewisserung aus. Der Papst ging nicht konkret auf den Text ein. Doch er formulierte scharfen Protest gegen den neuen Kaiser. Der englische König wartete lange, dann gratulierte er, ohne auf die Anmaßung des Kaisers auch nur mit einem Wort einzugehen. Scharf waren dagegen die Reaktionen der Könige von Frankreich und Neapel.

Philipp der Schöne von Frankreich gratulierte freundlich. Aber er machte unmissverständlich klar, dass der kaiserliche Anspruch nicht für Frankreich gelte. Seit der Zeit Jesu Christi erkenne dieses Reich nur seinen König als den Höchsten auf Erden an. Weil der Heiland – das lehrten alte Chroniken in wahrhafter Erzählung – weil der Heiland dort höher geachtet und stärker als anderswo auf Erden verehrt würde, sei der König von Frankreich von jeder anderen Herrschaft (*monarchia*) auf Erden ausgenommen.

[FOLIE: Grabmal Heinrichs VII.]

König Robert von Neapel ging weiter. In einer ersten Petition an den Papst beschwor er das alte Unrecht der Stauer in Italien und den gerechten Krieg der Kirche gegen die Deutschen. Nach Heinrichs Tod formulierte er ein zweites Memorandum (zwischen August 1313 und März 1314). Es war eine Fundamentalattacke gegen das Kaisertum als Institution. Nur durch Gewalt sei das Imperium entstanden, nur Gewalt halte es zusammen. Robert berief sich auf Natur- und Völkerrecht: Darum stünde die Autonomie der Gemeinschaften und das individuelle Selbstbestimmungsrecht der Reiche gegen jede erzwungene Einheit. Die Kaiser hätten von der Antike bis zu den Stauern verbrecherisch geherrscht. Sie seien machtgerig, eitel und verschlagen; ihre angestrebte Weltherrschaft erweise sich als dauerhafte Quelle des Unfriedens und führe zur Spaltung aller Fürsten auf Erden. Die Grausamkeit der Deutschen verwandle die italienische Lieblichkeit in Bitterkeit. Darum solle, so Robert von Neapel, das Imperium völlig abgeschafft werden. An seine Stelle müsse das plurale Miteinander der christlichen Königreiche und Gemeinschaften treten.

Rechtsgutachten und gelehrte Schriften der Juristen und Theologen kamen hinzu. Damals führte man eine Grundsatzdiskussion über Einheit und Vielheit in der europäischen Geschichte. Man diskutierte über den Nutzen von Imperium oder

autonomen Königreichen. Diese Texte des 14. Jahrhunderts sind in der historischen Entwicklung von der Idee staufischer Universalherrschaft zu den frühneuzeitlichen Souveränitätstheorien außerordentlich wichtig. Heinrich VII. hatte nämlich versucht, seine Spielregeln des Kaisertums aus alten Texten neu zu fassen. Doch der Universalismus blieb im spätmittelalterlichen Europa eigentlich nur eine gelehrte Theorie. Realistischer waren die viel komplexeren Regel- und Denksysteme. Wer die Buchstaben vom Kaiser zu ernst nahm, der verkannte die Offenheit einer Ordnung, welche die Vielfalt liebte und dem Kaiser nur einen Ehrevorrang beließ. Die Spielräume zwischen der gedachten Weltherrschaft und dem gelebtem monarchischen Miteinander mussten immer neu ausgelotet werden. Das mittelalterliche Imperium war gar keine durchgreifende politische Realität. Es war vielmehr eine europäische Ordnungs- und Anspruchsfigur. Sie changierte zwischen den Pergamenten und dem Leben hin und her, ohne eindeutig zu werden.

[FOLIE: Goldene Bulle, Frankfurter Exemplar]

Beim Regelwerk der Goldenen Bulle ließen sich Kaiser und Kurfürsten dann gar nicht mehr auf Rangfragen in Welt oder Christenheit ein. Sie konzentrierten sich vielmehr auf die praktische zeremonielle Ausgestaltung des eigenen Körpers. Dieses konsensuale Miteinander hielt das Alte Reich dann noch über Jahrhunderte zusammen, als andere Nationen die ganze Welt dann wirklich entdeckten.

*Zum Schluss: Das mittelalterliche Imperium als Imperium*

Ich habe viel von Widerständen, Widersprüchen, Spannungen erzählt, wenig von klaren Theorien oder eindeutigen Handlungsmustern. Das ist typisch für das europäische Mittelalter. Als sich die Macht der Theorien und der Glanz der Staaten in der Neuzeit durchsetzte, wunderte man sich über das alte Heilige Römische Reich deutscher Nation. Es kannte viele zeremonielle Traditionen und viele große Worte, aber es hatte wenig theoretische Konsistenz entwickelt und historisch keine großen Erfolge erzielt. Wenn wir am Ende noch einmal die Weltgeschichte der Imperien bedenken, so lässt sich das Heilige Römische Reich in den meisten Kategorien nicht unterbringen.

[FOLIE: Goldbulle Karls IV.]

Es war kleiner und weniger erfolgreich als die Großreiche der Chinesen oder Mongolen. Es brachte in Europa keine Friedensordnung wie das antike Römerreich hervor. Und es zeichnete sich nicht durch den aggressiven Imperialismus der modernen Imperien vom 19. bis zum 21. Jahrhundert aus.

Nur für kurze Zeit, zwischen 950 und 1050, entwickelte das römische Reich des Mittelalters integrative Kraft in der Mitte Europas. Dann stürzte es im Kampf zwischen Kaisern und Päpsten in eine fundamentale Legitimationskrise. In der Stauferzeit emanzipierten sich die selbstbewussten europäischen Königreiche vom Imperium. Immer wieder formulierten die Kaiser ihre Ansprüche auf universale Herrschaft. Aber sie wurden nur im eigenen Imperium erhört, nicht bei den Nachbarn oder im Rest der Welt. Die imperialen Impulse lösten dagegen die europäische Theoriebildung von Souveränität und Pluralität, nicht die von imperialer Universalität aus. Europa lernte, seine Kaiser aus der deutschen Nation auszuhalten, ohne ihre imperialen Ansprüche wirklich ernst zu nehmen.

Es wäre falsch, daraus die Unwichtigkeit des Imperium der Deutschen im späten Mittelalter abzuleiten. Ihre Herausforderung führte zu einer europäischen Ordnung, welche die Kaiser und die Weltherrschaft zwar kannte, sie aber in Wirklichkeit nicht wirklich allzu ernst nahm. Kein Glanz also, sondern eher Gewöhnlichkeit. Aber auch in dieser Normalisierung besaßen das mittelalterliche Imperium und seine Kaiser große historische Bedeutung. Die Behauptung ihrer Weltherrschaft war in der Realität nicht aggressiv, so dass sich alle gut damit abfinden konnten. In einer Zeit, in der über den Aufbau und den Zerfall von Imperien diskutiert wird, scheint mir dieses mittelalterliche Modell eine interessante Variante der älteren Geschichte Europas von Theorie und Realität.

Belege aus:

Bernd Schneidmüller Die Kaiser des Mittelalters. Von Karl dem Großen bis Maximilian I., 2. Aufl. München: Verlag C. H. Beck 2007.

Bernd Schneidmüller, Kaiser sein im spätmittelalterlichen Europa. Spielregeln zwischen Weltherrschaft und Gewöhnlichkeit, in: Spielregeln der Mächtigen. Mittelalterliche Politik zwischen Gewohnheit und Konvention, hg. von Claudia Garnier/Hermann Kamp (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Studien zur Geschichte, Literatur und Kunst) [erscheint im Frühjahr 2010, Verlag Wissenschaftliche Buchgesellschaft ].